

Universitätsbibliothek Wuppertal

Grundfragen der Homerkritik

Cauer, Paul

Leipzig, 1923

4. Vorallexandrinische Textgeschichte

Nutzungsrichtlinien Das dem PDF-Dokument zugrunde liegende Digitalisat kann unter Beachtung des Lizenz-/Rechtehinweises genutzt werden. Informationen zum Lizenz-/Rechtehinweis finden Sie in der Titelaufnahme unter dem untenstehenden URN.

Bei Nutzung des Digitalisats bitten wir um eine vollständige Quellenangabe, inklusive Nennung der Universitätsbibliothek Wuppertal als Quelle sowie einer Angabe des URN.

[urn:nbn:de:hbz:468-1-5305](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:468-1-5305)

VIERTES KAPITEL

VORALEXANDRINISCHE TEXTGESCHICHTE

Wer einen Originaldruck von Luthers Bibelübersetzung oder auch nur von einem Werke Lessings, Goethes, Schillers mit den Ausgaben, die gegenwärtig im Gebrauch sind, vergleicht, findet eine Fülle kleiner Unterschiede, die sich äußerlich als orthographische darstellen und ihren Ursprung in dem unmerklichen Wandel haben, den in der Zwischenzeit die lebendige Sprache durchgemacht hat. Unwillkürlich haben sich durch Gedanken und Finger der Setzer und Korrektoren hindurch jüngere Wortformen eingeschlichen; oft wird auch das Streben wirksam gewesen sein, den Lesern das Verständnis zu erleichtern. So ist der Text einer fortlaufenden Veränderung unterworfen gewesen, die nicht bloß den altertümlichen Charakter der Sprache beeinträchtigt, sondern mehrfach auch ganz eigentliche Fehler mitgebracht hat, wie z. B. in Luthers Deutsch das unsinnige »Hindin« statt »Hinde«. Ganz ebenso und vermutlich noch schlimmer ist es dem Homertext ergangen, ehe sich die Wissenschaft seiner annahm, nur daß wir bei ihm nicht in der Lage sind, den allmählichen Prozeß Schritt für Schritt urkundlich nachzuweisen.

1. Aber daraus, daß wir über die älteren Zeiten keine ausdrücklichen Nachrichten haben, folgt nicht, daß es uns überhaupt an Mitteln fehle über sie etwas zu erfahren. Aus den Inschriften kennen wir ein gutes Stück der griechischen Sprachgeschichte; wir können also einigermaßen die Gestalt angeben, die das homerische Ionisch 300 Jahre vor den Alexandrinern gehabt haben muß, und den störenden Faktor aussondern, den die attische Literatursprache hineingebracht hat. Ferner wissen wir, daß im epischen Dialekt äolische Bestandteile enthalten sind, die als solche zwar den Gelehrten des Altertums aber nicht den ungelehrten Abschreibern bekannt waren, daher vielfach mißverstanden und in der Überlieferung verdunkelt werden mußten. Auch diese Erkenntnis hilft uns einen Maßstab zu bilden, nach dem die Echtheit homerischer Laut-

und Flexionsformen beurteilt werden kann. Auf der andern Seite bietet uns der Text selber bestimmte Anhaltspunkte, um diesen Maßstab anzulegen: das sind die metrischen Fehler, die durch das Eindringen jüngerer Formen entstanden sind. Die glänzendste Probe der Belehrung, die aus ihnen gewonnen werden kann, lieferte Bentley mit der Entdeckung des Digammas¹⁾. Über seine Existenz bei Homer fehlte jedes Zeugnis; aber sie wurde dadurch bewiesen, daß, wenn man das *f* einsetzte, in zahllosen Fällen ein unerlaubter Hiatus beseitigt, in anderen eine für den Vers notwendige Positionslänge hergestellt oder eine den Vers störende Verkürzung eines langen vokalischen Auslautes verhütet wurde. Eine zweite große Gruppe von Beispielen bilden die Erscheinungen der Kontraktion, wie sie namentlich von Bekker, Ahrens, Nauck untersucht worden sind. Ein Versausgang wie δ 122 χρυσηλακάτῳ εἰκυῖα brauchte attischen Lesern keinen Anstoß zu geben und konnte von attischen Schreibern leicht geschrieben werden, da beiden auch im Maskulinum und Neutrum die gleiche Form des Stammes geläufig war; nachdem wir einmal darauf aufmerksam geworden sind, daß Homer εἰκώς gar nicht kennt sondern nur εἰκώς, und ferner, daß neben ἀρηρῶς τεθελῶς εἰδῶς u. ä. Feminina mit kurzem Stammvokal, ἀραρυῖα τεθαλυῖα ἰδυῖα, stehen, können wir nicht zweifeln, daß von dem, der jenen Vers gebaut hat, εἰκυῖα viersilbig gesprochen worden ist. Πριάμοιο πάις lesen wir Γ 314 und ähnliches öfter, sind also aufs sicherste darüber unterrichtet, daß der epischen Mundart die zweisilbige Form des Wortes geläufig war; wo demnach πάις überliefert ist, liegt immer die Möglichkeit vor, daß es aus der Sprache früherer oder späterer Abschreiber eingedrungen ist, und wir werden nicht die Handschriften sondern das Metrum befragen, wenn wir wissen wollen, wie an einer einzelnen Stelle der Dichter das Wort gesprochen hat. Danach ist in der Senkung des vierten Fußes vor bukolischer Diärese πάις herzustellen. Der Versanfang ἔως ὃ ταῦθ' ὤρμαινε ist metrisch anstößig; das erkannte Gottfried Hermann und forderte für ἔως eine trochäische Form (Elem. doctr. metr. 58 sq.). Aber da ἔως allgemein überliefert ist und da jeder Anhalt für die Annahme fehlt, daß Aristarch, der ja bekanntlich Homer für einen Athener hielt, an der attischen Form Anstoß genommen habe, so mußte diese im Texte belassen werden, solange man ihn nach der alexandrinischen Rezension geben wollte: ἔως in Bekkers erster Ausgabe ist ebenso be-

1) Die Geschichte dieser Entdeckung ist am besten dargestellt von J. van Leeuwen, *Enchiridium dictionis epicae* (1892/4) p. 131 sqq. Von sprachwissenschaftlicher Seite gibt eine gute Orientierung Danielsson, *Zur Lehre vom homerischen Digamma*, IF. 25 (1909) S. 264—284, der ein von Hartel (*Homerische Studien* III, in den Sitzungsberichten der Wiener Akademie, philos.-hist. 78, vom J. 1878) und Solmsen (*Untersuchungen zur griech. Laut- und Verslehre*, 1901) aufgestelltes Gesetz eingehender Kritik unterzieht. Vgl. Kap. 6 II a.

rechtigt wie εἶος in seiner zweiten; denn erst diese unternahm es in die voralexandrinische Zeit zurückgehen.

Die Irrtümer des überlieferten Textes, die zu sprachgeschichtlicher Kritik den Anlaß geben, zerfallen selber in zwei deutlich geschiedene Gruppen. Von der einen sind hier ein paar Beispiele gegeben worden; schwieriger und freilich auch interessanter ist die andere. Nicht selten ist der metrische Anstoß, der durch das Eindringen einer modernen Form entstanden war, irgend welchen alten Abschreibern oder Herausgebern selber aufgefallen, und sie haben versucht ihn zu berichtigen, dabei aber fehlgegriffen. In solchem Falle müssen wir uns, wie Wackernagel es treffend genannt hat, durch die Restaurationstünche erst zur ursprünglichen Korruptel wieder hindurcharbeiten. Formen wie κεκληγῶτες κεκημῶτι τεθνηῶτος sind organisch nicht erklärbar. Zufällig hat sich die Lesart κεκλήγοντες κεκλήγοντας an mehreren Stellen in den besten Handschriften erhalten; aus den Scholien wissen wir, daß Herodian diese Form gut hieß (zu M 125), daß Aristarch in einer seiner Ausgaben κεκλήγοντες in der anderen κεκληγῶτες hatte (zu Ξ 30), und (zu Π 430) daß er die Form auf -ῶτες bevorzugte, vermutlich also diese in seiner zweiten Ausgabe durchgeführt hat; es ist ferner bekannt, daß im Lesbischen, Thessalischen, Böotischen das Partizip des Perfekts regelmäßig so wie das des Präsens dekliniert wurde. Fassen wir dies alles zusammen, so zeigt sich ein ganz natürlicher Hergang: athenische Schreiber, die von den äolischen Formen und ihrem Rechte bei Homer nichts wußten, schrieben unbekümmert um den Vers κεκληγῶτες κεκημῶτι τεθνηῶτος anstatt der echten Formen mit vt; dann kamen andre, die den metrischen Fehler bemerkten und, um ihn zu tilgen, nach Analogie der attischen τεθνεῶτος ἐστεῶτα jene Unformen schufen, die nun in unsern Ausgaben herrschen. — T 189 steht in den meisten Handschriften (darunter A und Syr.): μιμνέτω αὖθι τέως περ ἐπειγόμενός περ Ἄρῃος; wenige Hdss. haben αὖθι τέως καὶ oder αὖθι τέως δέ, mehrere (darunter h) αὖθι τέως γ(ε), endlich zwei nur αὖθι τέως ἐπειγόμενός περ. Im Venetus B ist das Scholion erhalten: ἐν τοσούτῳ, ἐν ὀλίγῳ, δίχα τοῦ »πέρ«. (καὶ βραχὺ διασταλτέον ἐπὶ τὸ »τέως« πρὸς τὸ σαφές, καὶ ἵνα διὰ τῆς σιωπῆς τοῦ χρόνου τὸ μέτρον σώζηται.) ἐν δὲ ταῖς εἰκαιότεραις μετὰ τοῦ »πέρ«. Ludw. Friedländer erkannte, daß hier Stücke von Didymos und von Nikanor verschmolzen sind; nur Anfang und Ende gehört dem ersteren. Da er die εἰκαιότεραι im Gegensatz zu Aristarch zu erwähnen pflegt, so scheint dessen Lesart die ohne περ gewesen zu sein: μιμνέτω αὖθι τέως ἐπειγόμενός περ. Allerdings trägt Ludwig (zur Stelle) Bedenken dies zu glauben, weil er keinen analogen Fall wisse, wo Aristarch so ἀμέτρως geschrieben habe. Aber wenn er, wie es doch den Anschein

hat (S. 73), einen Vers gelten ließ der $\epsilon\omega\varsigma \delta \tau\alpha\theta\theta' \acute{\omega}\rho\mu\alpha\iota\nu\epsilon$ anfang, so konnte er auch wohl die metrische Lücke in $\tau\epsilon\omega\varsigma \epsilon\pi\epsilon\iota\gamma\acute{o}\mu\epsilon\nu\omicron\varsigma$ ertragen²⁾. Übrigens kommt für unsre gegenwärtige Untersuchung nichts darauf an, ob Aristarch diese Lesart gehabt hat; daß sie sehr alt ist, geht daraus hervor, daß Nikanor sie erläutert und den in ihr enthaltenen metrischen Fehler zu entschuldigen sucht, und wird dadurch bestätigt, daß sich in unsern Handschriften noch drei andre Versuche zeigen die Lücke des Verses auszufüllen: $\kappa\alpha\acute{\iota}, \delta\acute{\epsilon}, \gamma\epsilon$. Das Ursprüngliche aber kann auch in der Lesart von *B* nicht vorliegen; denn vor $\epsilon\pi\epsilon\iota\gamma\acute{o}\mu\epsilon\nu\omicron\varsigma$ wird eine trochäische Wortform erfordert. Setzt man diese ein, so ergibt sich leicht die weitere Korrektur $\alpha\upsilon\tau\acute{o}\theta\iota$ für $\alpha\upsilon\theta\iota$. Dies alles hat Gottfried Hermann erkannt und, hoffentlich für immer, bewiesen. Die Geschichte des Textes an dieser Stelle ist etwas kompliziert, aber doch einleuchtend: $\alpha\upsilon\tau\acute{o}\theta\iota$ $\tau\eta\omicron\varsigma$ ³⁾ wurde unter attischem Einfluß in $\alpha\upsilon\tau\acute{o}\theta\iota \tau\epsilon\omega\varsigma$ verschrieben, dieses von einem späteren Abschreiber mit halbem Verstande in $\alpha\upsilon\theta\iota \tau\epsilon\omega\varsigma$ korrigiert, endlich von einem Dritten der Anstoß in $\tau\epsilon\omega\varsigma \epsilon\pi\epsilon\iota\gamma\acute{o}\mu\epsilon\nu\omicron\varsigma$ bemerkt und durch Einschub eines sinnlosen $\pi\epsilon\rho$ beseitigt. Die Restaurationstünche, die entfernt werden mußte, war in diesem Falle in doppelter Schicht aufgetragen. Besonders häufig bot der Ausfall des f den Anlaß zur Einschiebung eines Flickwortes oder Flickbuchstaben. Verbindungen wie $\omicron\upsilon \gamma\acute{\alpha\rho} \acute{\iota}\delta\mu\epsilon\nu$ (p 78), $\acute{\omega}\varsigma \omicron\iota \mu\acute{\epsilon}\nu \acute{\epsilon}\kappa\acute{\alpha}\tau\epsilon\rho\theta\epsilon$ (Y 153), $\nu\acute{\omega}\iota \acute{\epsilon}\omicron\lambda\pi\alpha$ (X 216) mußten unrichtig erscheinen, sobald man sich nicht mehr daran erinnerte, daß im Anlaut von $\acute{\iota}\delta\mu\epsilon\nu$, $\acute{\epsilon}\kappa\acute{\alpha}\tau\epsilon\rho\theta\epsilon$, $\acute{\epsilon}\omicron\lambda\pi\alpha$ eigentlich ein Konsonant gesprochen werden sollte. In sehr vielen Fällen ließ man den Fehler ruhig stehen — zum Glück; denn aus ihnen hat dann Bentley seine Erkenntnis gewonnen; in einigen suchte man zu helfen: $\omicron\upsilon \gamma\acute{\alpha\rho} \tau'$ $\acute{\iota}\delta\mu\epsilon\nu$, $\omicron\iota \mu\acute{\epsilon}\nu \rho'$ $\acute{\epsilon}\kappa\acute{\alpha}\tau\epsilon\rho\theta\epsilon$, $\nu\acute{\omega}\iota \gamma'$ $\acute{\epsilon}\omicron\lambda\pi\alpha$. So ist ein Teil jener $\gamma\epsilon, \tau\epsilon, \rho\alpha$ entstanden, die im überlieferten Texte manchmal ganz sinnlos stehen und das Verständnis ebenso erschweren, wie die echten homerischen Partikeln es beleben und fördern.

Die mitgeteilten Proben sollten nur dazu dienen, die Art der Fehler, die schon in den Jahrhunderten vor der Zeit der Alexandriner in den Text gekommen sind, und die Methode, nach der sie erkannt werden können, anschaulich zu machen. Wer sich ein eignes Urteil über diesen

2) Zu X 379 ($\epsilon\pi\epsilon\iota\delta\eta \tau\acute{o}\nu\delta' \acute{\alpha}\nu\delta\rho\alpha \kappa\tau\lambda.$) macht Aristonikos eine Bemerkung, die schließt: $\tau\acute{\alpha} \gamma\acute{\alpha\rho} \tau\omicron\iota\alpha\upsilon\tau\alpha \acute{\epsilon}\sigma\eta\mu\epsilon\iota\omicron\upsilon\nu\tau\omicron \pi\rho\acute{o}\varsigma \kappa\rho\acute{\iota}\sigma\iota\nu \pi\omicron\iota\mu\acute{\alpha}\tau\omega\nu$, $\acute{\omicron}\tau\iota \sigma\pi\alpha\nu\acute{\iota}\omega\varsigma$ (also doch manchmal) $\omicron\mu\eta\rho\omicron\varsigma \kappa\alpha\kappa\omicron\mu\acute{\epsilon}\tau\rho\upsilon\varsigma \pi\omicron\iota\epsilon\acute{\iota}$. Die Gesetze, an welche der Gebrauch der $\sigma\acute{\iota}\chi\omicron\iota \acute{\alpha}\kappa\acute{\epsilon}\phi\alpha\lambda\omicron\iota, \lambda\alpha\gamma\alpha\rho\acute{o}\iota, \mu\acute{\epsilon}\iota\omicron\upsilon\rho\acute{o}\iota$ gebunden ist, hat erst Wilhelm Schulze (Qe. lib. III) untersucht und ins klare gebracht; vgl. unten Kap. 7. 3) So ist statt Hermanns $\tau\epsilon\acute{\iota}\omicron\varsigma$ zu schreiben und entsprechend überall, ebenso wie die überlieferten $\acute{\epsilon}\acute{\iota}\alpha\tau\omicron \acute{\epsilon}\acute{\iota}\alpha\tau\omicron$ in $\acute{\eta}\alpha\tau\omicron\iota$ $\acute{\eta}\alpha\tau\omicron$ zu korrigieren sind; denn in dem $\acute{\epsilon}$ -Laut steckt ein ursprünglicher α -Laut. Darüber s. G. Curtius Rh. Mus. N. F. IV (1846) S. 243 f. und Gdz. 5 377.

Zweig der Forschung bilden will, wird nicht umhin können Bekkers »Homerische Blätter«, Naucks »Kritische Bemerkungen«⁴⁾ und vor allem den klassischen Aufsatz von Jacob Wackernagel über »die epische Zerdehnung« in Bezzenbergers Beiträgen IV (1878) S. 259 ff. durchzuarbeiten, der in gedrängtem Gedankengang und mit wirksamer Anordnung der Beweismittel das Recht und die Aufgaben der sprachwissenschaftlichen Textkritik entwickelt. Auch wenn manche der dabei als Material verwerteten Entstellungen des Textes heute nicht mehr behauptet werden können, woran der Verfasser selbst neuerdings erinnert hat (SUH. [1916] S. 66), so bleibt doch die Anlage seiner Untersuchung mustergültig. In ähnlicher Richtung bewegen sich die »Quaestiones epicae« von Wilhelm Schulze (1892), ein Werk umfassender Gelehrsamkeit und glücklichen Scharfsinns, das manche frühere Ansicht berichtigt, ergiebige neue Gesichtspunkte der Beurteilung aufgestellt hat. Seinen Grundgedanken hat der Verfasser sicher bewiesen: daß früher die Abneigung gegen die Annahme metrischer Dehnungen zu weit gegangen war, daß solche in Wirklichkeit vielfach vorgekommen sind, wenn auch nur unter ganz bestimmten, einen eigentlichen Zwang enthaltenden Umständen. Um diese festzustellen und damit scharfe Grenzen zu gewinnen, bedurfte es sorgfältiger Prüfung im einzelnen: ob eine auffallende Länge, die bei Homer erscheint, historisch berechtigt sei, oder unter dem Zwange des Metrums der Dichter eine kurze Silbe statt einer langen gebraucht habe; und von dieser zweiten Gattung waren wieder solche Fälle zu trennen, in denen die scheinbare Länge nicht dem Dichter ihren Ursprung verdanken kann, sondern erst in den Zeiten schriftlicher Überlieferung als halbgelehrte Korrektur für eine unmetrische Schreibung entstanden sein muß, wie z. B. εἰῶ (Δ 55), Konjunktiv εἰῶμεν (σ 420. φ 260) aus attischem εἶω, εἶμεν, das sorglose Schreiber für homerisches εἶάω, εἶάωμεν gesetzt hatten. In diesen Einzelfragen hat Schulze natürlich manchen Widerspruch erfahren; und hier bleibt immer noch für Meinungsverschiedenheiten ein Spielraum. Gefördert wurde die Forschung auch durch die im J. 1903 erschienene Dissertation von Kurt Eulenburg, der nur darin wohl irrte, daß er für die dritte Gruppe von Dehnungen, die wir als fehlerhaft bezeichnen müssen, die alexandrinische Wissenschaft verantwortlich machte und nicht die ungelehrte schriftliche Überlieferung,

4) In den Jahrgängen 1861—1885 des Bulletin de l'Académie impériale des sciences de St.-Petersbourg. Leider sind diese Untersuchungen unter deutschen Philologen wenig bekannt geworden, obwohl sie in dem ganz gleichlautenden Abdruck in den Mélanges Gréco-Romains bequem und billig zu haben waren. Eine kleine Vorstellung von dem, was Nauck gewollt hat, und von der Art seines Arbeitens gibt meine Besprechung seiner Ilias in den »Jahresberichten des philolog. Vereins zu Berlin« V (1879) S. 204—215. VII (1881) S. 2—15; vgl. ebenda X (1884) S. 311 ff. 325 f.

die ihr voranging⁵⁾. Aus neuerer Zeit gehören in diesen Zusammenhang die Arbeiten von Hermann Jacobsohn, der an Fülle des herangezogenen Stoffes wie des aufgebotenen Scharfsinnes mit Wackernagel und Wilh. Schulze wetteifert, während er in der Fruchtbarkeit an bestimmten Ergebnissen hinter den Vorbildern zurückbleibt, auf die Kunst, verwickelte Zusammenhänge klarzulegen, anscheinend mit Bewußtsein verzichtet hat⁶⁾.

2. Daß für die Rekonstruktion eines voralexandrinischen Homertextes überhaupt etwas an sicheren Resultaten gewonnen werden könne, hat zu allen Zeiten Arthur Ludwig aufs entschiedenste bestritten. Von seinem großen Werk über Aristarch war der ganze zweite Band (1885) als Pamphlet gegen die sprachgeschichtliche Kritik des Homertextes gemeint, und auch später hat er im Kampfe nicht nachgelassen⁷⁾. Dabei war sein Verfahren geeignet, ihn selbst und harmlose Leser irrezuführen. Er griff ein älteres Buch heraus, dessen Übertreibungen und Verkehrtheiten von den Anhängern Bentleys und Bekkers entschieden abgelehnt werden, die *ῥαλφίας* und *Ὀδύσσεια* des Engländers Payne Knight (1820), machte diesen zum eigentlichen Vertreter der bekämpften Richtung und hatte sich damit die Kategorien »Knightianer« und »Knightianismus« geschaffen, in die er die ihm unsympathischen Erscheinungen nur einzuordnen brauchte, um mit ihrer Verurteilung fertig zu sein. Immerhin ergab sich aus einer von ihm aufgestellten Statistik, daß Payne Knight doch schon recht viele brauchbare Gedanken gehabt hat, also die Gering-schätzung gar nicht verdient, mit der Ludwig von ihm spricht. So wollen wir es uns in Zukunft gern gefallen lassen, als Anhänger des »Knightianismus« bezeichnet zu werden. Es ist sonst schon vorgekommen, daß ein Scheltnamen zum Ehrentitel wurde.

Wichtiger sind die prinzipiellen Einwendungen, mit denen Ludwig die sprachgeschichtliche Methode der Homerkritik zu widerlegen und abzusperren meint. Sie lassen sich in drei Sätze zusammenfassen, deren einer lautet: »Homerisch ist nicht Urgriechisch.« Aber das behauptet auch niemand. Freilich sind Bentley, Bekker und ihre Nachfolger in

5) Eulenburg, Zur Vokalkontraktion im ionisch-attischen Dialekt, IF. 15 S. 129—211; zur Begründung des oben gemachten Einwandes vgl. S. 159. 160. 189. 6) Jacobsohn, Der Aoristtypus *ἄλτο* und die Aspiration bei Homer, Philol. 67 (1908) S. 325—365. 481—530. Ders., Beiträge zur Sprache und Verstechnik des homerischen Epos, Herm. 44 (1909) S. 78—110. Ders., Äolische Doppelkonsonanz, Herm. 45 (1910) S. 67—124. 161—219.

7) Anknüpfungspunkte bot das Hervortreten der Homerausgabe von J. van Leeuwen und M. B. Mendes da Costa, ferner die erste Auflage meines hier vorliegenden Buches. Die Odyssee der beiden Holländer wurde von Ludwig rezensiert BphW. 1892 S. 1189 ff.; gegen mich wandte sich sein Aufsatz »Der Knightianismus und die Grundfragen der Homerkritik« in Fleckeisens Jahrb. 153 (1896) S. 1—17.

dem Bestreben, dem Dichter seine ursprüngliche Sprache wiederzugeben, vielfach zu weit gegangen und haben ihm Formen zugeschrieben, die in der Zeit, als Ilias und Odyssee in ihrem jetzigen Umfange geschaffen wurden, nicht mehr lebendig waren. Darum bleibt doch die Tatsache bestehen, daß der Dialekt, in dem die beiden Epen gedichtet sind, in Lauten und Formen viel altertümlicher war als die Literatursprache des vierten, dritten, zweiten Jahrhunderts vor Chr.; und daraus folgt, wir mögen wollen oder nicht, die Forderung, daß wir die Verderbnisse des Textes aufspüren und wegschaffen, die unter dem allmählichen Einfluß der modernen Sprache unvermeidlich eindringen mußten. — Aber diese Modernisierung hat niemals stattgefunden, erwidert Ludwig; und das ist sein zweiter Haupteinwand. »Nirgend und zu keiner Zeit«, so schreibt er (AHT. II 117), »stoßen wir bei den Griechen auf einen Homertext, welcher unzweideutige Spuren eines solchen Versuches an sich trüge.« Natürlich nicht; denn ein solcher »Versuch« ist eben nicht gemacht worden. Es handelt sich gar nicht um eine »planmäßig und systematisch durchgeführte Überarbeitung« (II 388); eine solche hatte Nauck vorausgesetzt, war aber wohl selbst schon davon zurückgekommen. Was wir heute behaupten, ist nur, daß unmerklich und unwillkürlich, höchstens hier und da im einzelnen durch das Streben nach Deutlichkeit getrieben, Abschreiber und Buchhändler zeitgerechte Formen an Stelle der altertümlichen eingesetzt haben. Das eine Πηλῆος, das Ludwig selber λ 478 statt des überlieferten, metrisch anstößigen, der attischen Schriftsprache entstammenden Πηλέως hergestellt hat, reicht aus, um an die Tatsachen zu erinnern, gegen die sein Protest vergebens angeht.

Das dritte allgemeine Bedenken beruht darauf, daß für die Periode, in welche diese Kritik hinaufsteigt, äußere Zeugnisse fehlen; gegen »innere Gründe« aber hat Ludwig ein unüberwindliches Mißtrauen (AHT. II 413 f.). Statt dessen empfiehlt er, »die äußeren Zeugnisse einer genaueren und gründlicheren Prüfung zu unterwerfen«, und nennt davon »die Mitteilungen der Alexandriner, die Zitate und die Codices«. Nun, was die Alexandriner betrifft, so hatten sie einen besonders wichtigen und viele Beispiele umfassenden Fall von Modernisierung, die Übertragung aus älterem in jüngeres Alphabet, richtig erkannt; davon wird im folgenden Kapitel zu handeln sein. Zitate, die sich bei Platon, Aristoteles u. a. finden, gehören bereits der Zeit an, in der die attische Schriftsprache herrschte, und stehen durchweg unter ihrem Einfluß, eine Erscheinung, die Wilamowitz HU. 299 f. richtig gewürdigt hat; so ist von ihnen für unsern Zweck nicht viel zu hoffen. Die Handschriften endlich, auch die Papyri, sind erst entstanden, nachdem der Vorgang, um den es sich hier handelt, abgeschlossen war. Trotzdem haben sich hier und

da versprengte Zeugnisse oder Spuren altertümlicher Schreibweise erhalten, naturgemäß in den Papyris, worüber in Kap. I berichtet ist, mehr als in den Pergamenthandschriften; auf Einzelheiten soll später noch eingegangen werden. In der Hauptsache bleibt es doch wie es gewesen ist: wer die Gestalt erkennen will, die der Homertext zu einer Zeit hatte, in welche seine schriftliche Überlieferung mit erhaltenen Denkmälern überhaupt nicht zurückreicht, der muß sich entschließen auch anderen als direkten schriftlichen Zeugnissen zu glauben; wer dies letztere nicht will, der mag — für seine Person — mit der Betrachtung ein für allemal diessseits der bezeichneten Grenze stehen bleiben. Nur soll er andre nicht hindern wollen weiter zu forschen.

Ludwich scheidet (AHT. II 462) begrifflich genau zwischen *recensio* und *emendatio* und bezeichnet Arbeitsteilung in der Wissenschaft als eine Notwendigkeit (S. 199). Aber es ist ihm nicht gelungen diesen guten Grundsatz durchzuführen, ja er scheint es nicht einmal sehr energisch versucht zu haben (vgl. ebenda S. 227). Sein eigner Text bietet keineswegs ein ganz getreues Bild der Überlieferung. Während er seine Gegner deswegen tadelt, weil sie nach »Analogie- und Vernunftschlüssen« den Text zurechtmachten, ist er doch auch selber vielfach der Analogie zuliebe von der Überlieferung abgewichen. Wie bitter spottet er über uns Knightianer, die statt der organisch nicht erklärbaren zerdehnten Formen der Verba auf -άω die unkontrahierten herstellen; aber η 114 und ν 196, wo die meisten und besten Hdss. τηλεθάοντα haben, macht er daraus nach entgegengesetzter Analogie τηλεθόωντα, während er nun wieder in der Ilias τηλεθάοντες X 423, τηλεθάον P 55 nicht geändert hat. Mit Recht hat er ἤλυθ' ἰωή K 139 und ρ 261 beibehalten; denn auf das anlautende f wollte er ja nicht, wie Nauck und Fick, Rücksicht nehmen. Aber warum hat er π 14 ἤλυθ' ἄνακτος, das doch sämtliche Handschriften haben, nicht geduldet, sondern mit Wolf u. a. in ἤλεν ἄνακτος geändert? Es ist wohl nicht nötig Beispiele zu häufen. Obgleich er zweimal (AHT. II 174 und in der Praefatio der Odyssee p. xx) Lachmanns strenge Grundsätze über das Geschäft der *recensio* zustimmend zitiert, hat er doch selbst gar nicht selten in die weitere Arbeit der *emendatio* vorausgegriffen. Psychologisch läßt sich der Widerspruch wohl erklären. Ludwich besitzt, wie ja auch seine Nonnos-Konjekturen zeigen, zu viel philologischen Sinn, als daß er nicht die innere Berechtigung mancher von den Korrekturen, durch die man den überlieferten Text verbessert hat, empfinden sollte. Andererseits ist seine allgemeine Abneigung gegen ein Argumentieren aus inneren Gründen und sein Mißtrauen gegen eine historische Wissenschaft, die den Boden der unmittelbaren schriftlichen Nachrichten verläßt, doch so stark, daß er nicht vermocht hat seine tat-

sächliche Annahme einer Reihe einzelner Resultate zu einer prinzipiellen Anerkennung der Methode, durch die sie gewonnen sind, zusammenzufassen. Ja, noch mehr! Im Eifer des Gefechtes hat sich ihm der berechtigte Entschluß, mit seinen eignen Studien diesseits der durch die Alexandriner bezeichneten Grenze stehen zu bleiben, zu dem unberechtigten Wunsche verschoben, auch andre zu hindern, daß sie darüber hinausgehen. Daher die bittere und unfruchtbare Polemik, durch die er sich und anderen die Freude an dem, was er geleistet hat, verkümmert. Er hält uns für seine Gegner, während er unser Mitarbeiter ist.

3. Daß innerhalb der Richtung, die er bekämpft, nicht volle Einigkeit herrscht, kann nur der beklagen oder belachen, der nicht einsieht, daß es so sein muß. Kein Verständiger mag heute noch alle Lesarten von Bentley, Bekker, Nauck oder auch nur alle Grundsätze ihrer Kritik gut heißen; aber deshalb haben sie ihre Fehler gemacht, damit wir daraus lernen können. Unter diesen Fehlern ist besonders einer von fundamentalen Bedeutung.

Vorher wurde erwähnt (S. 74 f.), daß vielfach die neuere Kritik, indem sie Flickworte wie τε, γε, δέ beseitigte, zugleich eine altertümlichere Sprachform herzustellen und den Sinn zu verbessern vermocht hat. Es kommt aber auch vor, daß, wenn man ein solches Wörtchen um des Digammas willen oder aus einer verwandten Rücksicht streicht, der Gedanke keineswegs gefördert, vielmehr geschädigt wird. So ist Ω 16 (τρίς δ' ἐρύσας περὶ σῆμα Μενoitιάδαο θανόντος αὐτὶς ἐνὶ κλισίῃ παύεσκετο) das δέ hinter τρίς zur Fortführung der Erzählung kaum zu entbehren; und doch hat Heyne τρίς φεύσας empfohlen, Fick und die beiden Holländer haben so geschrieben. Auch ε 459 schreiben die beiden letzteren zum Nachteil der Syntax nicht, wie überliefert ist: τοῖς δ' Ὀδυσσεὺς μετέειπε, sondern τοῖς Ὀδυσσεύς, um die ältere und vollere Dativendung, die dann nur vor vokalischen Anlaut elidiert wäre, möglich zu machen. Rührend ist in der Frage des Kyklopen an seinen Widder ι 452 (ἢ σὺ γ' ἄνακτος ὀφθαλμὸν ποθέεις;) gerade das γε; trotzdem ist es bei Payne Knight, Bekker², Nauck, van Leeuwen dem f von fάνακτος zum Opfer gefallen. Das gibt doch zu denken. Und fast noch schlimmer ist es, wenn die sprachliche Reformierung des Textes nicht selten umgekehrt dazu führt, daß jene kleinen Wörter erst eingefügt werden, obwohl der logische Zusammenhang sie nicht fordert, oft nicht einmal verträgt. Um den Hiatus zu tilgen, schrieb Bentley Ω 641 καὶ τ' αἶθοπα φοῖνον statt καὶ αἶθοπα, Ω 528 ἕτερος δέ τ' ἐάων statt δὲ ἐάων, T 288 ζωὸν μὲν σέ γ' εἰλεπον für σε εἰλεπον. An dieser Stelle empfahl Bekker² σ' ἄρ' εἰλεπον, van Leeuwen und da Costa halten σ' εἰπόν γε für das Richtige: nach dem Sinn fragen die Verbesserer in solchem

Falle nicht, die modernen so wenig wie — z. B. T 189 (oben S. 74) — die alten. Dasselbe haben wir Z 123: τίς δὲ σὺ ἔσσι, φέριστε, wo Bentley γ' einschob, und Y 205: ὅψει δ' οὐτ' ἄρ πω σὺ ἐμοὺς ἴδες οὐτ' ἄρ' ἐγὼ σοὺς, wo der gleiche Zusatz von Heyne empfohlen und von den beiden Holländern angenommen worden ist. Eine Reihe weiterer Beispiele sind in der Praefatio meiner Ilias p. IX zusammengestellt. Der prinzipielle Fehler, der mit solchen Konjekturen begangen wird, besteht darin, daß man, um einen Anstoß zu beseitigen, einen anderen einführt. Daß Homer die Partikel, welche die Bedingtheit bezeichnet, in doppelter Form gebraucht, ist auffallend; innerhalb der epischen Sprache hat ohne Zweifel das äolische *κεν* vor dem ionischen *ἄν* den Vorzug der Ursprünglichkeit: so konnte der Wunsch entstehen, möglichst alle Beispiele von *ἄν* in *κεν* zu verwandeln, damit ein gleichmäßig altertümlicher Sprachgebrauch hergestellt würde. Aber ἐπὶν vor konsonantischem Anlaut ließ sich nicht in ἐπεὶ *κε* ändern; deshalb haben die beiden holländischen Herausgeber in solchen Fällen (z. B. δ 412. 414. κ 411. χ 440) einfach ἐπεὶ geschrieben und die regelrechte Verbindung des Konjunktivs mit *ἄν* im Temporalsatze zerstört. Ebenso liest man bei ihnen π 276: εἴ περ καὶ διὰ δῶμα ποδῶν ἔλκωσι θύραζε, anstatt des überlieferten und syntaktisch richtigen ἦν περ κτλ. Allerdings findet sich ja bei Homer gelegentlich auch der bloße Konjunktiv da gebraucht, wo wir den mit *ἄν* oder *κεν* erwarten; z. B. A 163 f.: οὐ μὲν σοί ποτε ἴσον ἔχω γέρας, ὅππότε Ἀχαιοὶ Τρώων ἐκπέρσωσ' εὐ ναιόμενον πολίεθρον, oder ρ 9: πρίν γ' αὐτόν με ἴδῃται. Aber das sind Ausnahmen, die als Sporn zu weiterer Untersuchung dienen mögen; aller gesunden Kritik widerspricht es, sie ohne Not zu vermehren und eine klar bestehende syntaktische Analogie zu schädigen, damit einer formalen Analogie aufgeholfen werde. Eine ähnliche störende Wechselwirkung zwischen sprachgeschichtlichen und logischen Rücksichten haben wir in einem einzelnen Falle λ 474: σχέτλιε, τίπτ' ἔτι μείζον ἐνὶ φρεσὶ μήσεαι ἔργον; So fragt Achilleus den in die Unterwelt hinabgestiegenen Kriegsgefährten und meint, vollkommen verständlich: was bleibt dir nun noch Größeres zu tun übrig? Aber wenn dem letzten Worte sein *f* zurückgegeben wird, so kann der Auslaut von μήσεαι nicht verkürzt werden; deshalb schrieb Payne Knight ἐμῆδσας φέρων, Nauck und La Roche erwähnen empfehlend μήσας, und die Holländer haben es wirklich in den Text gesetzt. Der Komparativ hat nun eine ganz andre Beziehung: warum ersannst du eine noch größere Tat — als die Zerstörung Trojas? Der Gedanke, der vorher kräftig war, hat alles Leben verloren.

Diese Stelle ist darum besonders lehrreich, weil wir an ihr noch einen zweiten Versuch haben die ältere Form *φέρων* möglich zu machen:

Bekker schrieb: μήσαι φέρων, so daß εαι mit Synzese, also tatsächlich zusammengezogen, zu sprechen ist. Das ist nun vollends eine trügerische Hilfe. Denn ob dergleichen durch die Schrift bezeichnet wird oder nicht, ist im Grunde unwesentlich; das entscheidende Zeugnis für kontrahierte oder offene Form liegt im Metrum. In Papyris findet es sich, eben mit Bezug auf Kontraktion und Synzese, ein paarmal, daß die den Vers störende Lesart erst von zweiter Hand eingetragen ist. Man gewinnt den Eindruck, daß unter den Trägern der schriftlichen Überlieferung gerade die denkenden oft mehr auf Altertümlichkeit der Sprachform, auf logische oder etymologische Deutlichkeit Rücksicht nahmen als auf das Metrum. Darin werden wir ihnen nicht folgen, sondern gerade aus den Verhältnissen des Verses zu lernen suchen. Wer überliefertes εἰκυῖα in εἰκυῖα, ὃ σφιν εὖ φρονέων in εὖ φρονέων, ἥν δῖαν in ἥδ' αἰαν verwandelt, weil der Vers die offene Form fordert oder empfiehlt, der muß auch die kontrahierte Form beibehalten oder herstellen, wo nun umgekehrt diese dem Metrum angemessen ist. Schließlich kommt es auf die Schreibung weniger an als auf die Aussprache; gesprochen aber wurden ἥριθμεον, Πολυδεύκεα, τεμένεα, νεμεσσηθέωμεν, γνῶσσαι ἔπειτα jedenfalls mit Kontraktion. Auf dieser Ansicht beruhen auch die Untersuchungen von Friedrich Bechtel in seinem 1908 erschienenen Buche »Die Vocalcontraction bei Homer«. Wie er, gegen Brugmann, die Auflösung kontrahierter Silben, die als solche durch das Metrum nicht geschützt sind, verteidigt, so läßt er auch in umgekehrter Richtung das Metrum entscheidend sein und rechnet Vokalgruppen, die im Verse einsilbig gesprochen werden mußten, als Beispiele von Kontraktion⁸⁾. »Synzese«, wie die Alten sagten, ist in Fällen dieser Art nur ein anderer Name für dieselbe Sache. Wenn also Bekker μήσαι ἔργον in μήσαι φέρων änderte, so hat er eine überlieferte offene Form durch eine kontrahierte ersetzt, also, um die Lautgestalt von ἔργον altertümlich zu machen, die des benachbarten Wortes modernisiert.

Übrigens fehlt es bei ihm und andern Herausgebern nicht an Beispielen, in denen sie selber sich dieses Verhältnisses bewußt geworden sein müssen. Für überliefertes ἐπὶ ξείνοις γελῶντες v 374 empfahl Nauck (1874) ἐπὶ ξείνοισι γελῶντες, und fünf Jahre später setzte er unter denselben Verhältnissen in der Ilias Y 394 ἐπισσώτροισι δατεῦντο in den Text

8) Zur Beurteilung von Bechtels Buch vgl. meine Rezension. WklPh. 1909, Sp. 57–72, und Kurt Witte, »Die Vokalcontraktion bei Homer« Glotta IV (1912), S. 209–242. Die Art, wie er einen an sich gesunden Gedanken durchgeführt hat, leidet an dem inneren Widerspruch, daß er die sprachgeschichtliche Buntheit des epischen Dialektes zwar grundsätzlich anerkennt, praktisch aber bemüht ist, aus denjenigen Teilen der beiden Epen, die er — nach Wilamowitz und Robert — für echt hält, jüngere Laut- und Flexionsformen durch Korrektur oder Athetese zu beseitigen. Vgl. auch Kap. 6 III.

statt ἐπισώτρους δατέοντο, stellte also die vollere und ältere Endung des Dativ Plur. dadurch her, daß er am nachfolgenden Verbum die jüngere, kontrahierte Form einführte. Um des Digammas willen verwandelten Heyne und ihm folgend Bekker² und Nauck ἐθέλησ' εἰπόντος Z 281 in ἐθέλη (F)εἰπόντος, beseitigten also die Altertümlichkeit an der Konjunktivform, um sie im Anlaut des folgenden Wortes wieder zu gewinnen. Dativ-Endung und F stoßen zusammen T 424 in πρώτοις ἰάχων; hier bevorzugte Bentley das erste Wort, indem er πρώτοισιν ἑών vorschlug, Bekker² und Nauck das zweite, indem sie πρώτοις (F)ιάχων schrieben. Digamma und Kontraktion treffen zusammen Ψ 787, wo ὕμν' ἐρέω überliefert ist und von Bekker², Nauck u. a. in ὕμνι (F)ερέω verwandelt wird, wieder mit sogenannter Synizese; aber Ω 354 hat Bekker die Kontraktion auch in der Schrift bezeichnet; aus φραδέος νόου ἔργα τέτυκται machte er nach Bentleys Vorschlag φραδέος νοῦ φέργα. Nicht nur die ältere, unkontrahierte Form hat er hier zerstört, sondern zugleich den Daktylus vor der bukolischen Diärese, den er doch sonst nach Möglichkeit sogar durch Konjekturen herstellt. In denselben Widerspruch mit sich selbst gerät Nauck N 163, wenn er einstimmig bezeugtes ἀπὸ ἑο, δέῖσε in ἀπὸ εῦ, δέῖσε korrigiert, um dem Anlaut δF sein Recht zu geben. Umgekehrt, d. h. ebenso verfährt Bechtel (Vocalcontraction 90), wenn er, um die kontrahierte Form in ἐμεῖ ἔπος X 454 zu beseitigen, ἐμεῖ² ἔπος vorschlägt, mit Vernachlässigung des Digammas. Gelegentlich ist die unbequeme Zwickmühle, in der man mit solchen Korrekturen hin- und herzieht, schon im Altertum empfunden worden: τ 136 gewinnen wir aus den Handschriften die Lesart ἀλλ' Ὀδυσῆα ποθέουσα, aber Aristarch schrieb ἀλλ' Ὀδυσῆ ποθέουσα. Wer hier die Kontraktion im ersten Worte nicht will, muß sie im zweiten annehmen, und umgekehrt. Γ 10 standen in den Ausgaben, mit denen die Alexandriner arbeiteten, ἦντ' ὄρευσ und εὔτ' ὄρεος einander gegenüber; Aristarch entschied sich für das zweite, und so haben es alle unsere Hdss. In Fällen dieser Art tut man offenbar am besten von jeder Änderung des Textes abzusehen und das, was gerade überliefert ist, stehen zu lassen. Vor Jahren habe ich Nauck gegenüber diesen Grundsatz geltend gemacht, dann in Besprechung der Holländischen Iliasausgabe (BphW. 1889, S. 1519 f.) etwas eingehender darüber gehandelt; im ganzen 30 Fälle sind in der Praefatio zu meiner Ilias (1890, p. VII sq.) zusammengestellt, im vorstehenden noch um einige Stücke vermehrt worden. Nach wie vor behaupte ich: »eine kritische Methode, die auch nur in ein paar dutzend Fällen zum Widerspruch mit sich selbst führt, kann nicht einfach die richtige sein.«

Aber damit ist die Sache nicht abgetan. Wenn ein an sich rationelles Verfahren in einer bestimmten Gruppe von Fällen zu Verkehrtheiten

führt, so wäre es doch auch voreilig das ganze Verfahren aufzugeben; der Einschränkung und Berichtigung bedarf es, und diese muß aus der Natur eben der anstößigen Fälle gewonnen werden. Das Gemeinsame in ihnen war, daß an einer einzelnen Stelle von den Rücksichten, um deren willen der Text reformiert werden sollte, mehrere zusammentrafen, und ferner, daß dieses Zusammentreffen ein feindliches war. Wie aber, wenn die verschiedenen Tendenzen einander nicht aufheben sondern gegenseitig unterstützen? Die Kontraktion der mittelsten Silbe in Ἀτρείδης , aus älterem *Ἀτρεΐδης , ist bei Homer auffallend. Nun finden sich die Patronymica nicht nur immer so gestellt, daß der Diphthong ei in der Senkung liegt, sondern auch besonders oft so, daß ihr Genitiv den Vers schließt und zu einem Spondiacus macht. Ἀτρείδαι z. B. gebraucht Homer im ganzen 27 mal, und davon kommen 20 Beispiele auf den Versschluß. Wenn wir hier Ἀτρείδαι einsetzen, so werden Sprachform und Metrum zugleich verbessert. Dasselbe gilt von Ausgängen wie ἦν δῖαν oder Καλυπούς ἠυκόμοιο ; denn der vierte Fuß vor folgender Diärese ist beinahe ebenso selten ein Spondeus wie der fünfte. Ein Versausgang ἔργ' εἰδυίας (z. B. I 128) bietet, vom Spondeus abgesehen, doppelten Anstoß: Verletzung des Digammas und modern entstellte Femininform (vgl. oben S. 73); hier wirken also drei Gründe zusammen, um die Korrektur ἔργα ἰδυίας zu empfehlen. Wörtchen wie τε , ῥα , γε erscheinen oft bedeutungslos gebraucht; und es wäre freilich vorschnell gehandelt, wenn man sie überall da, wo man sie nicht versteht, wegstreichen wollte. Aber wenn der logische Anstoß, den sie bieten, mit einem sprachgeschichtlichen, etwa der Verletzung des f zusammentrifft, so ist der Verdacht berechtigt, daß sie erst durch Unkenntnis der homerischen Sprachform in der Zeit der schriftlichen Überlieferung eingedrungen seien; aus οὐ γάρ τ' ἴδμεν machen wir οὐ γάρ (f)ἴδμεν (κ 190), aus μὲν ῥ' ἐκάτερθε (Υ 153) μὲν (f)ἐκάτερθε . Auch das kann vorkommen, daß eine doppelte Unklarheit des Sinnes zu einer und derselben Korrektur hindrängt. In dem Verse μ 44: $\text{ἀλλὰ τε Σειρήνες λιγυρῇ θέλγουσιν ἀοιδῇ}$, ist τε unverständlich, während das Fehlen des Objektes unbequem sich fühlbar macht; die holländischen Herausgeber haben also recht getan, nach einer bei Nauck erwähnten Konjektur τε in den Akkusativ des Pronomens der dritten Person zu verwandeln.

Die angeführten Beispiele genügen, um den Grundsatz deutlich zu machen, den wir gewinnen wollten: die Reformierung des Homertextes muß sich gänzlich fernhalten von all den Fällen, wo grammatische, logische oder metrische Rücksichten einander widersprechen; sie mag zunächst auch auf solche Änderungen verzichten, die durch eine einzelne dieser Rücksichten veranlaßt sein würden; dagegen darf sie mit Zu-

versicht überall da eingreifen, wo zwei oder mehrere Gründe der beschriebenen Art zusammenwirken, um dieselbe Korrektur zu empfehlen.

Endlich gibt es auch Stellen, an denen das zutrifft, was Ludwig allgemein forderte, wo eine sprachwissenschaftlich begründete Änderung in der Überlieferung selbst einen Anhalt findet. Ein Beispiel dieser Art ist schon (S. 74) erwähnt, T 189, wo im Ven. *B* steht: μιμνέτω αὐθι τέως ἐπειγόμενός περ. Ein anderes hat Ludwig hervorgehoben, 1360, wo Gottfried Hermanns Konjekture *ὡς ἔφατ'* αὐτὰρ οἱ αὖτις πόρον jetzt durch den Laurentianus *F* bestätigt ist. Ludwig, der dies (Praef. Od. p. xv) zu Hermanns wie zu des Codex *F* Ehre erwähnt, hat nur unterlassen hinzuzusetzen, daß die Konjekture, die hier *sagaciter* ausgedacht war und nun *egregie* bewährt ist, auf eben dem Prinzip beruhte, das er selbst so leidenschaftlich bekämpft: das *F* hatte zu ihr den Anlaß gegeben. Walter Leaf hat (JPh 20 [1892] S. 250) eine wertvolle alte Lesart aus zwei Pariser Handschriften ans Licht gezogen, ἀκλεέες statt ἀκλῆεις M 318, wodurch hier Payne Knight ebenso gerechtfertigt wird wie 1360 Gottfried Hermann. Im ganzen muß man doch mit der Annahme solcher Bestätigungen vorsichtig sein, um nicht durch Zufälligkeiten getäuscht zu werden. Sicher verkehrt ist es in dem Verse δ 672 (ὡς ἂν ἐπισμυγερῶς ναυτίλλεται εἵνεκα πατρός) die Schreibung mit einem λ, die sich ebenfalls in *F* findet, als Beweis dafür anzuführen, daß Paech (bei Curtius Verb. II 72) mit Recht ναυτίλλεται als Konj. Aor. gefordert habe. Van Leeuwen und Mendes da Costa, die (Praef. Od.² [1897] p. xviii) solchen Gebrauch von der Variante machen, haben nicht bedacht, daß die Unterlassung der Geminatio zu den geläufigsten Fehlern dieser sonst guten Handschrift gehört. Reichere Ernte verdanken wir auf diesem Felde den Papyris, wovon im ersten Kapitel (S. 24 ff.) Beispiele gesammelt sind.

4. Mit dem soeben gewonnenen textkritischen Grundsatz gelangen wir nun freilich dazu, dieselbe sprachliche Erscheinung in verschiedenem Zusammenhange verschieden zu behandeln. Bentley und Bekker waren doch von dem Gedanken ausgegangen, daß durch den Wegfall später Entstellungen den homerischen Gedichten eine überall gleichmäßige, altertümliche Sprachform gegeben werden sollte; nun ist durch ein langes und mühsames Korrekturverfahren weiter nichts erreicht, als daß dieselbe Buntheit, die der überlieferte Text bot, nur mit etwas anderer Verteilung der Farben, wieder hervortritt. Aber das darf uns nicht verdrießen. Auch sonst kommt es in der Wissenschaft vor, daß die Forschung etwas anderes findet, als wonach sie gesucht hatte. Allerdings bleibt es nun dabei, daß in der homerischen Sprache Lautgestalten, Flexionsformen und syntaktische Gewohnheiten aus älteren und jüngeren Perioden miteinander vermischt sind; aber es macht einen großen Unterschied, ob

wir diese Anschauung einem Text entnehmen, den wir auf Treu und Glauben so beibehalten haben, wie er zufällig in den Handschriften aussah, oder einem Texte, der durch Prüfung innerer Gründe gewonnen ist. Der Wert einer so gesichteten Mannigfaltigkeit zeigt sich darin, daß sie zu weiteren Folgerungen treibt. Bekker und Nauck hatten es nicht vermieden auch aus solchen Versen die späten Laut- und Flexionsformen auszutreiben, die sie selber für unecht erklärten: dagegen hat Ludwig (AHT. II 477) mit Recht Einspruch erhoben. In den unter den Text verwiesenen Versen hätte Bekker das *f* nicht schreiben dürfen, wenn er doch die Verse für interpoliert hielt; er hätte in ihnen eine Vernachlässigung des ursprünglichen Lautes mit Freuden als Bestätigung seiner Athetese begrüßen müssen, anstatt sie durch Emendation zu beseitigen. »Der Homer muß die Spuren seiner allmählichen Werdung auch in den Kleinigkeiten behalten«: so hatte einst (1809) Wolf an Bekker geschrieben, und an diese Worte hat Ludwig (II 230) wieder erinnert. Es gilt, mit der darin ausgesprochenen Erkenntnis Ernst zu machen. Seitdem einmal beobachtet war, daß *τε*, *φα*, *τε* bei Homer vielfach bedeutungslos oder gar sinnstörend als metrische Füllstücke verwendet sind, konnte der Wunsch nicht unterdrückt werden, sie als Zusätze von Abschreibern oder halbwissenden Korrektoren zu erweisen und aus dem Texte zu entfernen. Aber wenn die gewissenhafte Befolgung dieses Strebens zuletzt wieder dahin führt, den gedankenlosen Gebrauch in einer beträchtlichen Zahl von Beispielen als Tatsache anzuerkennen, so muß der Zweifel verstummen und die Einsicht Platz greifen, daß schon den epischen Dichtern selber für diese wie für manche andre Elemente ihrer Sprache das lebendige Verständnis zu schwinden begonnen hatte. Mit dem *f* ist es ebenso. Bentley, Bekker, Nauck mußten von der Überzeugung ausgehen, daß das *f* dem homerischen Dialekt so gut wie jeder andre Laut angehöre und in Ilias und Odyssee nirgends fehlen dürfe; nur aus dieser Überzeugung konnten sie den Mut schöpfen zu dem wertvollen Experiment, das einmal gemacht werden mußte, diesen Laut durchweg wiederherzustellen. Aber nachdem dieser Versuch in vielen Fällen zwar gelungen, zum guten Teil aber gescheitert ist und sich selbst widerlegt hat, sollen wir ihn nicht immer von neuem anstellen, noch weniger freilich ihn tadeln, sondern aus der Art, wie er mißlungen ist, den rechten Schluß ziehen: die epischen Gesänge, deren abschließende Redaktion in unserer Ilias und Odyssee vorliegt, sind in einer Mundart gedichtet, die den Laut des *f* nicht mehr besaß. Die Sänger selbst wußten nicht mehr, warum sie ἀπό εἰς, μέγα ἰάχων, τόξον οἶδα sagten, warum sie den Hiatus vor gewissen Worten sich gefallen ließen, sondern sie gebrauchten diese Freiheiten, weil sie in zahlreichen formelhaften Wendungen, in Versen und Vers-

gruppen, die man aus einer früheren Periode der Dichtung übernommen hatte, von altersher vorkamen. Wer also heute einen sprachgeschichtlich reformierten Homertext druckt, der handelt falsch, wenn er das *f* mit aufnimmt; aber Bentley ist es, dem diese Erkenntnis verdankt wird.

Das Resultat, das wir damit vorwegnehmen, während der volle Beweis einem späteren Kapitel vorbehalten bleibt, ist doch nicht bloß negativ; es verhilft uns zu einem deutlicheren Bilde von dem Zustand der homerischen Sprache. Ein gebildeter Franzose unserer Zeit unterscheidet mit Sicherheit zwischen *h muette* und *h aspirée*, auch wenn er nicht weiß, woher dieser Unterschied stammt. Entsprechend, nur schon merkbar weniger sicher und fest, war das Verhältnis, in dem die Verfasser unserer Ilias und Odyssee zu dem Anlaut der Worte standen, die früher ein *f* gehabt hatten und noch von den Begründern des epischen Gesanges mit *f* gesprochen worden waren⁹⁾. Etwas Ähnliches hat Brugmann in bezug auf Kontraktion angenommen: nichts spreche dagegen, »daß der Epopöenverfasser nur das dreisilbige *Ἀρτεῖδης*, nicht mehr das viersilbige *Ἄρτεῖδης* vorfand«; nur traditionell sei die Stellung im Verse festgehalten worden, die der frühere Zustand des Unkontrahiertseins diesen und ähnlichen Wörtern aufgezwungen hatte¹⁰⁾. Die Möglichkeit, daß es so gewesen sei, muß zugegeben werden, obwohl nicht zu ihren Gunsten die Tatsache spricht, daß das *ei* der Patronymika niemals in der Arsis steht, wodurch es als einsilbig erwiesen würde, während Verletzungen des *f* zahlreich und mannigfaltig sind. Übrigens unterscheiden sich beide Gruppen von Erscheinungen vor allem dadurch, daß bei der einen die ältere und die jüngere Lautform (*ei* und *ei*) dasselbe Schriftbild (*Ei*) ergaben, so daß einer allmählichen Umgewöhnung der Aussprache von dieser Seite kein Hindernis bereitet wurde, wogegen es sich beim *Vau*, soviel wir bis jetzt sehen, darum handelt, daß ein in der Schrift bezeichneter Laut nach und nach völlig verklungen sein muß, bis man sich irgend einmal entschloß ihn auch nicht mehr zu schreiben.

Die Frage, wie und ob das möglich war, wird uns später beschäftigen, wenn wir dem Wolfschen Gedanken, den Ludwig erneuert hat, näher treten, daß das Epos in seinem sprachlichen Zustande die Spuren einer allmählichen Werdung bewahrt habe. Trifft das zu, so müßte es eigentlich gelingen, aus der größeren oder geringeren Dichtigkeit, mit der jüngere Formen in die altertümliche Sprache eingestreut erscheinen, die Reihen-

9) Diesen Vergleich hat schon Georg Curtius Gdz. 5 562 angeregt, was mir früher entgangen war. Der darin ausgedrückten Auffassung des homerischen *f* haben neuerdings zugestimmt Danielsson IF. 25 (1909) S. 278 und Eduard Hermann, Sprachwissenschaftlicher Kommentar zu ausgewählten Stücken aus Homer (1914) S. 22. 10) Brugmann, Dissimilatorische Veränderung von *ē* im Griechischen und Aristarchs Regel über den Wechsel von *η* und *ει* vor Vokalen, IF. 9 (1898) S. 158 ff.; die bezügliche Stelle S. 173.

folge zu erkennen, in der die einzelnen Stücke geschaffen worden sind. Solche Statistik kann aber nur dann Wert haben, wenn das Material, mit dem sie arbeitet, im einzelnen sorgfältig geprüft und jedesmal erst die Frage entschieden worden ist, ob eine auffallende sprachliche Erscheinung vom Dichter herrührt oder in der Zeit der schriftlichen Überlieferung in den Text geraten ist. So ergibt sich von neuem die Nötigung, nicht beim alexandrinischen Texte stehen zu bleiben, sondern so nahe wie möglich an diejenige Gestalt heranzukommen, die Ilias und Odyssee zur Zeit ihrer ersten schriftlichen Fixierung gehabt haben.

5. Primäre und sekundäre Textfehler, die bei dem Streben, das Ursprüngliche herzustellen, auseinander gehalten werden müssen (S. 77), sind ihrem Wesen nach deutlich geschieden; so liegt der Gedanke nahe, auch zeitlich eine feste Grenze zwischen ihnen zu ziehen und zu fragen, welcher Periode die einen, welcher die andern angehören. Allerdings ist im voraus wahrscheinlich, daß sich darauf keine reinliche Antwort finden wird. Wir müssen versuchen, wie viel sich erreichen läßt, indem wir von unsern ältesten Hdss. aus rückwärts gehen und die Stufen der Entwicklung ins Auge fassen, durch die sich im Zusammenhange metrischer Verbesserungen jene Fehler zweiter Ordnung in den Text eingeschlichen haben.

I. Ω 320 haben der Bankessche Papyrus (kurz nach Chr. Geb.) und Hdss. der Familie λ δεῖδὸς ἀίξας διὰ ἄστεος, sachlich damit übereinstimmend einige junge Handschriften δι' ἄστεος, was auch im Venetus A als alte Variante beigeschrieben ist; im Text aber hat der Venetus mit den meisten ὑπὲρ ἄστεος, ebenso schon der syrische Palimpsest (um 500 nach Chr.). Da ἄστν ursprünglich digammiert war, so ist διὰ ἄστεος das Richtige; dafür schrieb man ungenau δι' ἄστεος, und der dadurch geschaffene metrische Anstoß führte zu der falschen Korrektur ὑπὲρ ἄστεος.

Σ 156 haben die besten Handschriften (FGP) und viele andre αἰὲν εὐφροσύνησιν λαίνεται, in einigen (darunter HM?) ist richtig αἰὲν εὐφροσύνησιν geschrieben; und dazu besitzen wir ein Scholion: γράφεται »ἐν εὐφροσύνησιν«, κακῶς οὐδέποτε γὰρ Ὅμηρος ἀδιαιρέτως τὴν εὐφροσύνην φησί. Ludwig zweifelt mit Recht (AHT. I z. St.), ob diese Bemerkung einem der Aristarcheer gehöre; vielmehr geht sie wohl auf einen Grammatiker des ausgehenden Altertums zurück. Diesem lag also schon die schlechte Verbesserung αἰὲν ἐν εὐφροσύνησιν vor, während viele unsrer Handschriften mit αἰὲν εὐφροσύνησιν noch die ursprünglichere Fehlerstufe repräsentieren.

In den beiden besprochenen Fällen können wir mit genügender Wahrscheinlichkeit die Entstehung des sekundären Fehlers den ersten Jahr-

hundertens unserer Zeitrechnung zuweisen; in etwas frühere Zeit führt uns das folgende Beispiel.

- II. M 318 οὐ μὲν ἀκληεῖς fast in allen Handschriften, auch in A. Dazu Didymos: οὕτως »ἀκλεές« αἱ Ἀριστάρχου καὶ αἱ χαριέστεραι (A⁴), und noch deutlicher in TV: ἀκλειεῖς, οὕτως »ἀκλεές« δὲ Ἀρίσταρχος κατὰ συγκοπὴν, ὡς τὸ δυσκλέα. Die verschiedenen Versuche, die von Spitzner, Lobeck, Ludwig gemacht wurden, um einen verständlichen Sinn in diese Notiz zu bringen, mußten alle daran scheitern, daß Didymos ausdrücklich hinzusetzt: κατὰ συγκοπὴν, ὡς τὸ δυσκλέα; er hat also wirklich ἀκλεές in seinem Exemplar der aristarchischen Ausgabe gelesen. Was Aristarch gewollt haben kann, ist erst durch Leaf klar geworden, der vor 28 Jahren aus zwei guten Pariser Handschriften die Lesart ἀκλεές hervorzog (s. oben S. 85); dieselbe ist seitdem — bei Ludwig und Monro-Allen — noch anderwärts urkundlich nachgewiesen. Ist es Zufall, daß dies eben die Form ist, die von der sprachwissenschaftlichen Textkritik (Payne Knight, Nauck) gefordert wurde? Brugmann meint es, und hält ἀκλῆες, was schon Thiersch gefordert hatte, mit Kontraktion der beiden ersten ε für die rechte ionische Form; was Aristarch gelesen habe, müsse zweifelhaft bleiben, übrigens sei für ihn ein unmetrisches ἀκλεές nicht a limine abzuweisen (IF. 9 S. 162). Aber auch wenn Brugmanns Theorie von der Behandlung der Lautgruppen εεα, εεε, εεο bei den Ioniern, die für seine Entscheidung bestimmend war, richtig ist, so verträgt sich mit dieser doch auch die Annahme, daß hier, im Anschluß an äolisches μὲν, die offene Form aus dem früheren Dialekte des Epos erhalten sei, für den das *f* in κλέφος die Kontraktion hinderte. Daß Aristarch eine Form geschrieben habe, die den Vers störte, mag an sich nicht undenkbar sein (vgl. S. 74 f.); dann wäre in diesem Falle Mißverständnis und Verderbnis schon vor seiner Zeit eingetreten. Aber wenn sich das richtige ἀκλεές sogar bis in mittelalterliche Hdss. herab gerettet hat, so ist es doch viel wahrscheinlicher, daß auch Aristarch es kannte. Dann wäre in der Zeit zwischen ihm und Didymos der primäre Fehler, ἀκλεές aus ἀκλεές, entstanden, und ebenfalls noch vor Didymos der sekundäre, die »Verbesserung« von ἀκλεές in ἀκληεῖς oder ἀκλειεῖς¹¹⁾.

11) Hugo Ehrlich, Die Nomina auf -εως (Leipziger Diss. 1901, KZ. 38) hält zwar, wie ich, ἀκλεές für Aristarchs Lesart, meint aber, die in den Scholien TV hinzugefügte Erklärung (κατὰ συγκοπὴν ὡς τὸ δυσκλέα) müsse eben deshalb, weil sie schon auf der Korruptel beruhe, byzantinische Mache sein. — Sehr entschieden für hohes Alter und hohen Wert von ἀκλεές spricht sich, seiner Gesamtansicht gemäß, Bechtel aus, Vocal-contraction (1908) S. 245 f. 305.

Während hier Aristarch wohl noch das Richtige gehabt hat, gibt es doch auch Fälle, in denen die erste Fehlerstufe sicher schon vor ihm erreicht ist.

- III. Überall da, wo durch Schwund des *f* ein Hiatus oder ein prosodischer Mangel entstanden ist, den spätere Generationen durch Flickwörter oder Flickbuchstaben ausgefüllt haben, könnte man sagen, daß in der Form, welche den Anstoß darbietet, eine Verderbnis erster Ordnung enthalten ist; und solche Lesarten sind für Aristarch mehrfach bezeugt: ὅ οἱ statt ὅς οἱ α 300, πάντα δέ εἶδεται ἄστρο θ 559, αὐτῷ γὰρ ἐκάεργος φ 600.

T 189 gehört die Lesart, die vorher (S. 74 f.) mit Wahrscheinlichkeit als aristarchisch erkannt wurde, μιννέτω αὐθι τέως ἐπειγόμενός περ, insofern der ersten Ordnung an, als sie den Anlaß gegeben hat zu der falschen metrischen Korrektur αὐθι τέως περ ἐπειγόμενός περ und zu anderen, ebenfalls verkehrten Heilungsversuchen.

- IV. Dieselbe Lesart stellt aber auch schon einen Fehler zweiter Ordnung dar; denn αὐθι war erst auf Grund einer metrischen Erwägung für αὐτόθι eingesetzt worden, nachdem im folgenden Worte statt der echten Form τῆος die attische τέως sich eingedrängt hatte.

κεκληγῶτες schrieb Aristarch für κεκληγότες (vgl. oben S. 74), korrigierte also um des Metrums willen und schuf dabei eine Unform. Auch hier steht er bereits auf der sekundären Fehlerstufe.

Nicht er, aber seine Zeitgenossen und Vorgänger standen auf dieser Stufe, wenn wir an den vorher angeführten Stellen den Didymos so verstehen dürfen, daß die Lesarten, die er ablehnt (ὅς οἱ α 300, πάντα δέ τ' εἶδεται θ 559, γὰρ ρ' ἐκάεργος φ 600), schon von Aristarch abgelehnt, nicht erst in der Zeit nach ihm aufgekommen seien.

Die angeführten Beispiele reichen aus, um zu zeigen, daß die gleichen Fehler in den verschiedensten Zeiten, und zur selben Zeit sehr verschiedene Arten von Fehlern möglich waren. An Stellen, wo Formen und Schreibweisen der Vulgärsprache aus Versehen in den Text geraten sind und das Metrum gestört haben, und dann diese Störungen durch ungeschickte Korrektur wieder beseitigt worden sind, hat Aristarch manchmal noch das Richtige, manchmal den ersten Fehler, manchmal gar schon den zweiten; und entsprechend war es auf den späteren Stufen der Überlieferung. Wenn wir für Perioden, aus denen reichliche und gute Zeugnisse erhalten sind, darauf verzichten müssen eine bestimmte Chronologie der primären und der sekundären Textverderbnisse aufzustellen, so ist vollends für die Zeit vor den Alexandrinern die gleiche Aufgabe unlösbar.

6. Doch gibt es eine Gruppe von Entstellungen, die unter sich so genau übereinstimmen, daß man kaum anders kann als für alle einen gemeinsamen Zeitpunkt des ursprünglichen Fehlers und nachher der falschen Korrektur anzusetzen. Ich meine die bekannte Tatsache der sogenannten epischen Zerdehnung, wie sie von Wackernagel in dem oben (S. 76) zitierten Aufsatz erklärt worden ist. Eine Hypothese ist eigentlich verpflichtet allen in Betracht kommenden Fällen gleichmäßig gerecht zu werden; und daß Wackernagels Auffassung der zerdehnten Formen diese Forderung nahezu erfüllt, wird von Ed. Hermann als ein Vorzug anerkannt, den sie vor anderen Erklärungsversuchen habe. Trotzdem findet er in dem Umstand, auf den ich, gegenüber der anderwärts herrschenden chronologischen Mannigfaltigkeit, soeben hingewiesen habe, ein Moment des Unwahrscheinlichen (KZ. 46 [1914] S. 243). Auffallend ist die Erscheinung wirklich, und das wollte ich gerade hervorheben: hier erheben sich neue Fragen, die nachher noch erledigt werden müssen.

Einstweilen betrachten wir die Wackernagelsche Theorie selber, mit den Bedenken zu denen sie Anlaß gegeben hat. An Stelle der alten unkontrahierten Formen (z. B. $\mu\nu\acute{\alpha}\epsilon\sigma\theta\alpha\iota$, $\acute{\omicron}\rho\acute{\alpha}\omega$, $\mu\nu\acute{\alpha}\omicron\nu\tau\omicron$, $\acute{\omicron}\rho\acute{\alpha}\omicron\nu\tau\epsilon\varsigma$, $\acute{\omicron}\rho\acute{\alpha}\omicron\iota\tau\epsilon$) wurden — so lehrt er — von Schreibern, denen die attische Sprache geläufig war, unwillkürlich die kontrahierten eingesetzt ($\mu\nu\acute{\alpha}\sigma\theta\alpha\iota$, $\acute{\omicron}\rho\acute{\omega}$, $\mu\nu\acute{\omega}\nu\tau\omicron$, $\acute{\omicron}\rho\acute{\omega}\nu\tau\epsilon\varsigma$, $\acute{\omicron}\rho\acute{\omega}\iota\tau\epsilon$), die nun aber den Vers zerstörten; um ihn wieder voll zu machen hat dann eine spätere Generation das Mittel der Zerdehnung angewandt und jene Mißbildungen geschaffen, an denen die Wissenschaft sich ärgern sollte: $\mu\nu\acute{\alpha}\alpha\sigma\theta\alpha\iota$, $\acute{\omicron}\rho\acute{\omicron}\omega$, $\mu\nu\acute{\omicron}\omicron\nu\tau\omicron$, $\acute{\omicron}\rho\acute{\omicron}\omega\nu\tau\epsilon\varsigma$, $\acute{\omicron}\rho\acute{\omicron}\omega\iota\tau\epsilon$.

Den ersten beachtenswerten Einwand erhob Kretschmer¹²⁾: es sei »doch unglaublich, daß die Überlieferung des Epos, welche so viele »offene Formen bewahrt hat, in diesem Punkte so rücksichtslos und »konsequent geändert haben sollte«. Vielmehr müsse auf Grund der vorliegenden Tatsachen anerkannt werden, »daß die Aussprache der »durch Kontraktion entstandenen $\acute{\alpha}$ und ω in ‚homerischer Zeit‘ ihrem »Ursprung aus zwei Vokalen gemäß noch eine derartige war, daß sie »zweisilbig gemessen werden konnten«. Vielleicht seien sie »mit zweigipfligem Silbenakzent gesprochen« worden. Der grundsätzliche Zweifel ist dem von Hermann ausgesprochenen verwandt; was dagegen vorgeschlagen wird, erneuert im wesentlichen die frühere Mangoldsche Assimilationstheorie¹³⁾. Gegen diese aber besteht unvermindert der Ein-

12) In seiner bereits (S. 27) erwähnten Untersuchung über den Dialekt der griechischen Vaseninschriften, S. 121 ($\Delta\eta\mu\omicron\phi\acute{\alpha}\omega\nu$ ebendort S. 142); kurz wiederholt bei Gercke und Norden, Einleitung in die Altertumswissenschaft, I (zuerst 1910; 2 1912 S. 543). 13) Bernhard Mangold, De diectasi Homerica imprimis verborum in $\Lambda\Omega$, in Curtius' Studien VI (1873) p. 141—213.

wand, daß, wenn die Lautgruppen $\alpha\alpha$ und $\omega\omega$, die sie als Zwischenstufen zwischen $\alpha\epsilon$ und $\bar{\alpha}$, $\alpha\omicron$ und ω ansetzt, wirklich der gesprochenen Sprache angehört hätten, doch irgendwo auch außerhalb des Epos, vor allem auf Inschriften, eine Spur davon geblieben sein müßte. Nichts der Art findet sich. Einen Fall, in dem solche Bestätigung besonders nahe gelegen hätte, führt Kretschmer selbst an: $\Delta\eta\mu\omicron\phi\acute{\alpha}\omega\nu$, auf einer Schale des Hieron in älterem Alphabet $\Delta\epsilon\mu\omicron\phi\alpha\omicron\omicron$ geschrieben. Die offene Form ist um so beachtenswerter, als nicht nur im Hymnus auf Demeter $\Delta\eta\mu\omicron\phi\acute{\alpha}\omega\nu$, $\Delta\eta\mu\omicron\phi\acute{\alpha}\omega\nu\tau(\alpha)$ (248. 234) steht, sondern auch $\Delta\alpha\mu\omicron\phi\omicron\omicron$ in einer alten Weihinschrift von Ägina (IGA. 354), wo der Zusammenhang des Verses ($\pi\alpha\tau\rho\iota\ \delta\epsilon\ \tau\acute{\omega}\ \tau\acute{\eta}\nu\omicron\upsilon\ \Delta\alpha\mu\omicron\phi\acute{\alpha}\omega\nu\ \delta\upsilon\nu\mu\alpha$) den Schreibenden beeinflußt hat. Der Unterschied beider Inschriften deutet doch darauf hin, daß die Form mit $\omega\omega$ auf die Poesie beschränkt und der lebendigen Sprache fremd war¹⁴). — Kretschmer ist denn auch mit seiner Ansicht nicht durchgedrungen. Zwar hatte er, was nicht unbeachtet bleiben soll, Brugmanns Beifall gefunden (Griech. Gr.³ § 369; vgl.⁴ § 372). Aber Danielsson und Eulenburg, die später die Frage der Zerdehnung eingehend behandelt haben, sind, der erste für einen Teil der Formen, der zweite für das ganze Gebiet, zu Wackernagels Theorie zurückgekehrt. Auch Jacobsohn hat sich ihr angeschlossen mit der erwägenswerten Modifikation, daß er »die Umwandlung der alten unkontrahierten Formen in modernisierte bereits einer jüngeren Schicht der epischen Sänger zur Last« legt¹⁵).

In derselben Richtung hat Fick es unternommen die Theorie weiterzubilden¹⁶). Zwar hält er daran fest, daß die gesamte Überlieferung der homerischen Gedichte auf eine durch attischen Einfluß gefärbte Textgestalt zurückgeht (S. 297), meint aber, Attika habe den Homertext zweifellos zunächst aus Ionien bezogen (S. 299); und in die Zeit vor dieser Verpflanzung glaubt er den Doppelvorgang, den Wackernagel annimmt — erst unmetrische Kontraktion, dann graphische Zerdehnung — verlegen zu müssen. Danach müßten wir nicht nur ionische Grundschrift, sondern auch, obwohl Fick dies letzte nicht ausgesprochen hat, mindestens eine Stufe mit ionischer Abschrift des Textes voraussetzen. Ausgegangen ist er von der Beobachtung, daß die Konjugation auf $-\acute{\epsilon}\omega$ von

14) Diese Sätze habe ich genau so gelassen, wie sie in der vorigen Auflage standen. Danach kann jeder, der darauf eingehen will, prüfen, ob die Form, in der Hermann (KZ. 46 [1914] S. 263) meine Ansicht über diesen Punkt anführt und ablehnt, ihren Sinn richtig wiedergegeben hat. 15) O. A. Danielsson, Zur metrischen Dehnung (Skrifter utgifna af K. Humanistiska Vetenskapssamfundet i Upsala, V 16, Stockholm 1897, S. 64–71). — Eulenburg in seiner Dissertation (oben S. 77), IF. 15, S. 177–184. — Jacobsohn in einer Anmerkung zu seinem Aufsatz über »Die Präposition $\pi\rho\acute{o}\varsigma$ « (KZ. 42 [1909] S. 285 f.). 16) Fick, Die Grundschrift unseres Odysseetextes, Bzb. Btr. 30 (1906); hierher gehörend S. 279–299.

Zerdehnung nichts erkennen läßt, sondern einfach die unkontrahierten Formen zeigt: στυγέει, στυγέουσι, δινέομεν, φρονέειν, φρονέησι, φρονέω, φρονέων, φρονέοντες. Diesen Widerspruch gegen die Verba auf -άω¹⁷⁾ hält er für nur scheinbar: δοκέεις, δοκέει, φρονέησι seien in derselben Weise nachträglich entstanden wie ὀράας, ὀράα, ἐάας, nur merke man ihnen nicht an, was sie durchgemacht haben, weil die zerdehnte Form mit der früheren unkontrahierten ganz gleich laute; und wo εο, εου, εω auftrete, sei auch dies nicht die ursprüngliche, offene Stufe, sondern aus kontrahiertem ευ ω, die bei den Ioniern gern εο εω geschrieben wurden, mit Rücksicht auf das Metrum zurechtgemacht. Danach hätte es auch hier eine Periode mit unmetrischen Formen gegeben: φρονεύντες, φρονεύσι, φρονῶ, in denen aber die Diphthonge nach ionischer Weise ΕΟ, ΕΩ geschrieben worden wären; bei der Rückverwandlung einsilbig gewordener Laute in ältere zweisilbige hätte man hier die richtigen, wirklich gewesenen Grundformen getroffen. Dazu geholfen habe das Schriftbild, eben das ionische. — So scharfsinnig dies ausgedacht ist, so liegt doch eine Lösung des Rätsels nicht darin. Zunächst etwas Einzelnes: woher kommt ε 377 ἄλω? Diese Form kann nicht auf natürlichem Wege entstanden sein, sondern ist mechanisch zerdehnt aus ἄλῳ. Als das, was der Dichter sprach, was also in ionischer Urschrift, falls es eine solche gab, geschrieben sein mußte, nimmt gerade Fick — und mit ihm Brugmann u. a. — ἄλᾰεϋ (aus *ἄλᾰεο) an¹⁸⁾; von da aber zu ἄλῳ gibt es keinen Übergang, sondern ἄλῳ ist attisch zusammengezogen aus ἄλᾰου. Danach muß gefolgert werden, daß denen, welche die Distraktion durch-

17) Verba auf -όω sind an sich weniger zahlreich. Von unkontrahierten Formen kommt bei Homer nur δηϊόων 4 mal vor, dazu bei Hesiod ἀρόων, ἀρόης (ἐργ. 460. 479), letzteres nur in einem Teil der Hdss., von scheinbar zerdehnten: δηϊόωντες (A 153), δηϊόωντο (N 675), δηϊόωμεν (δ 626), ἀρώσι (ι 108), dazu bei Hesiod a. O. ἀρόψς (in den übrigen Hdss.). Aber man ist wohl einig, daß da nur falsche Analogie nach ὀρώωντες, ὀρώσι vorliegt (vgl. im folgenden Kapitel II 8). Beispiele von Zerdehnung aus nominalem Gebiet hat Mangold im 6. Kapitel seiner Dissertation zusammengestellt. Neuerdings hat man Κρήτη, das Stephanos von Byzanz für Archilochos bezeugt, hervorgezogen und πύρ bei Simonides von Keos (fr. 59; vgl. Wackernagel IF. II 150 f.); und Kretschmer (bei Gercke-Norden) meint, solche Nachahmungen der epischen Zerdehnung bewiesen, daß diese »mindestens schon damals bestand«. Das weiß ich doch nicht. An relativisches ἔης Π 208, selbst Analogiebildung nach dem Possessivum, lehnen sich Fälle dieser Art mehr an als an die Formen der Verba auf -άω, die deshalb immerhin jünger sein könnten als Archilochos. 18) Fick schon 1883 in seiner Ausgabe der Odyssee, dann wieder in der Abhandlung über die Grundschrift, S. 282. Auch in meiner Ausgabe, in der Wackernagels Theorie der Zerdehnung praktisch durchgeführt ist, steht ἄλᾰεϋ. Brugmann dehnt seine Regel über die Behandlung dreier zusammenstoßender Vokale im Ionischen (vgl. oben S. 87 Anm. 10) ausdrücklich nicht auf die Gruppen mit beginnendem α aus, sondern läßt ἄλᾰεϋ als homerisch gelten (IF. 9 S. 168); und Eulenburg (ebenda 15 S. 180) schließt sich ihm an. Anders Hermann KZ. 46 S. 254 f.

führten, bereits ein attisch, nicht ionisch geschriebener Text vorlag. Weiter aber, grundsätzlich. Man hat daran Anstoß genommen, daß es irgendwann einen Homertext mit so zahlreichen das Metrum verletzenden Schreibungen gegeben haben solle, wie Wackernagel sie ansetzt. Dieses Bedenken, auf das wir noch zurückkommen, wird erheblich verstärkt, wenn wir glauben sollen, daß es Ionier gewesen seien, die den ionischen Dialekt des Epos in ihrer eigenen, ionischen Schrift darzustellen hatten. Wir bleiben also dabei, daß es attische Korrektoren waren, von denen sprachwidrige Kontraktionen beseitigt wurden, und behalten dann allerdings einen ungeklärten Rest¹⁹⁾. Wenn, wie wir mit Fick nun annehmen, εἰ in ἐεἰ, ἦ in ἐῆ aufgelöst wurde, woher die Scheu vor der Lautfolge εευ? Vorauszusetzende -εῦσι, -εῦντες erscheinen nicht mit ἐευ sondern mit εῖου, εἰο in στυγέουσι, φρονέοντες, einem durch eine ansehnliche Reihe zum Teil öfters wiederkehrender Beispiele vertretenen Typus. Oder war in solchen Fällen — wie in einigen Formen von τηλεθάω (oben S. 79), in vereinzelt κατεσκήαιον (μ 436), γοάοιεν (Ω 664. ω 190) — eine Kontraktion überhaupt nicht erst eingeführt worden? Da mag frisch einsetzende Forschung weiter führen.

Inzwischen kann man es sehr verstehen, wenn von neuem der Versuch gemacht worden ist, die Gesamterscheinung aus dem graphischen Bereich ins Lautliche zurückzuverlegen und organisch zu erklären. So zunächst von Hugo Ehrlich, Die epische Zerdehnung (Rhein. Mus. 63 [1908] S. 107—126). Dieser geht von der Erwägung aus, daß, wenn Wackernagel recht haben solle, das Auftreten distrahiert Bildungen auf solche Fälle beschränkt sein müsse, in denen statt ihrer eine unkontrahierte Grundform in den Vers gesetzt werden könne; dies aber treffe bei φῶως Π 188 und bei φαάνθη, φαάντατος nicht zu. Das sind doch, wie auch Kretschmer (Glotta II [1910] S. 342) hervorhebt, nur ganz spärliche Fälle gegenüber den auffallenden — und für Wackernagel sprechenden — Tatsache, daß »eine Reihe von Zerdehnungen fehlen, wo die offenen Formen metrisch nicht gleichwertig wären«²⁰⁾. Dann aber ist auch die Beschaffenheit dieser wenigen Fälle noch strittig. Nach Analogie von Τ 118 darf ἐξάγαγεν φῶως δέ an der Stelle in Π, obwohl Aristarch so schrieb, nicht als einzig altüberlieferte Lesart gelten; Zenodots πρὸ φῶως δέ steht äußerlich gleichberechtigt daneben, wird selbst von Ludwig bevorzugt: und als Vorstufe hierfür ergibt sich πρὸ φάοσδε so natürlich

19) Meine frühere Ansicht über das Verhältnis bei den Verbis auf -έω zu ändern hat der berechtigte Widerspruch von Hermann KZ. 46 S. 245 Anlaß gegeben. 20) Kretschmer fragt: »Warum fehlt der Typus *ὀρώμαι = ὀράομαι ganz, während ὀρώ u. dgl. so häufig sind? Dafür nur ὀρώμαι. Warum fehlt ὀράαται, ὀράατο = ὀράεται, ὀράετο, während μηχανάαται = μηχανάηται Hes. W. u. T 241 vorkommt und -άασθε = -άεσθε so häufig ist? Es gibt nur ὀρώμενος, καθορώμενος gegenüber den häufigen ὀρών«.

wie ὀράουσι für ὀρώσι. Die Aoristformen φαάνθη, ἔεφαάνθη, φάανθεν, die Wackernagel von φαίvw ableitet, bezeichnen bald Leuchten (A 200. T 17) bald ein Sichtbarwerden (Δ 468. P 650. N 278. μ 441). Daß sie deshalb dem Sinne nach noch besser zu φαίvw passen, weil dieses die beiden Bedeutungen vereinigt, während φαείναι nur »leuchten« heißt, ist richtig beobachtet. Aber φαίvw kommt im Präsensstamm bei Homer nur 5 mal vor; die Zahl reicht nicht hin, um die Möglichkeit auszuschließen, daß wie φαίvw so auch φαείvw die geistigere Bedeutung aus der sinnlicheren entwickelt gehabt habe²¹⁾. Ist somit der kritische Ausgangspunkt von Ehrlichs Hypothese mindestens anfechtbar, so erweckt vollends ihr positiver Inhalt ernste Bedenken. Er nimmt, nach Kretschmer, die alte, einst von Mangold bekämpfte Ansicht wieder auf, daß im Gesange der Vortragende gewissen Vokalen den Wert von zwei Silben habe geben können; neu gefunden zu haben glaubt er die Bedingungen, unter denen das möglich gewesen sei: überall da, wo ein Vokal seinem Ursprung nach, auf Grund der in ihm enthaltenen Elemente, die normale zweimorige Länge an Zeitdauer übertroffen habe. Auf die subtilen und doch schließlich sehr weitherzig angewandten Gesetze, die hierfür aufgestellt werden, mag ich nicht eingehen; Kretschmer selbst, mit dessen Theorie sich doch die von Ehrlich einigermassen berührt, hat sich ablehnend gegen sie verhalten (Glotta II a. O.).

Von einer ganz anderen Seite her hat Eduard Hermann in dem schon mehrfach erwähnten Aufsatz über »die epische Zerdehnung« das Problem angegriffen (KZ. 46 [1914] S. 241—265). Er erinnert daran, daß die von den Ioniern eingeführten Vokalzeichen Η und Ω in ältester Zeit nicht die Länge bezeichnet haben, sondern einen Unterschied der Qualität, den offenen Laut. Dies sei auch für das ionisch geschriebene Epos anzunehmen. In Formen wie ὀρώωντες bezeichnete ow die natürliche Vorstufe der Kontraktion, eine durch Assimilation aus ᾠo entstandene Gruppe von zwei kurzen Vokalen, deren zweiter nur durch Mißverständnis später für lang genommen wurde. Daß der erste, obwohl aus α entstanden, doch mit dem Zeichen des geschlossenen Lautes, ο, geschrieben ist, könnte auffallen; im Grunde, meint Hermann, sei auch dies zu verstehen, wenn man nur auf die parallele Entwicklung bei den ε-Lauten blicke. Aus ᾠω wurde ηω, mit Verkürzung ew, dies dann kontrahiert zu ω, in der Reihe: τάων, —, πολλέων, τῶν. »Die Entwicklung steuerte also nicht direkt auf das Endziel los; direkter wäre der Weg gewesen, wenn aus η ein kurzer offener Laut geworden wäre« (S. 248). Aber wir haben

21) Eine wesentlich andere Erklärung von ἐφαάνθη, φαάντατος, nach welcher, sie aus der Reihe der Fälle, in denen es sich um Assimilation oder Zerdehnung handelt überhaupt ausscheiden würden, gibt Hermann KZ. 46 S. 253.

die Tatsachen zu nehmen, wie sie sind: bei der ionischen Kontraktion von *a*-Laut und *o*-Laut bildete einen Zwischenzustand die Differenzierung des ersteren zu geschlossenem *e* (ε). Danach kann es uns nicht überraschen, im Bereiche der *o*-Laute dasselbe zu finden: auch die Kontraktion von *ao* zu *w* ging so vor sich, daß »eine Zeit lang der erste Vokal geschlossen, der zweite offen war«. Dies ist das *ow* derjenigen assimilierten Formen, in denen die vermeintliche Länge des *w* bisher so viel Not bereitet hat.

Gegen diese Konstruktion muß eingewandt werden, daß die Annahme, *w* habe noch in literarischer Zeit einen kurzen Laut bezeichnen können, völlig in der Luft schwebt. Nicht einmal auf Inschriften findet sich irgendwo das Ω so verwendet, während H für das kurze offene *e* keineswegs unerhört ist. Allerdings haben wir Spuren dieses Gebrauchs nur auf einigen der Kykladen, so kostbare Zeugnisse wie ΔΕΙΝΟΔΙΚΗΟ Δεινοδίκην, ΑΛΗΟΝ ἄλλέων nur von der einen Insel Naxos²²); sicher aber hatte Blaß recht, eben aus solchen Resten den Schluß zu ziehen, daß »H und E, Ω und O von Haus aus qualitativ unterschieden« waren. Wenn nur ein Teil der ionisch Redenden und Schreibenden die Bezeichnung H für kurzes offenes *e* festhielt, so dürfen wir annehmen, daß von diesen der Unterschied stärker als von anderen empfunden wurde, nicht, daß er im ganzen übrigen Gebiete völlig verschwunden war; er lebte und wirkte ebensogut weiter wie mancher andre Unterschied, den die Schrift nicht bezeichnete. Ganz unstatthaft also ist es, das ε in der aus *aw* entstandenen Lautgruppe *ew* bei Homer so zu denken, daß hier eine vorübergehende Dissimilation zu geschlossenem *e* stattgefunden habe. Damit fällt aber auch jeder Anhalt für die entsprechende Annahme beim *o*-Laut (in *opóωντες*) fort, und damit die ganze Grundlage für Hermanns neue Assimilationstheorie. Auf manche Schwierigkeiten, die sich im einzelnen für ihn ergeben und denen er sorgsam zu begegnen sucht, brauchen wir nicht einzugehen. Dagegen verdienen, soweit sie nicht schon (besonders in bezug auf die Verba mit ε) besprochen sind, noch die wichtigsten der grundsätzlichen Bedenken gewürdigt zu werden, die er gegen Wackernagels Ansicht geltend gemacht hat.

Die Korrektoren waren doch Griechen; wie konnten sie dazu kommen, in ihrer eigenen Sprache Unformen zu schaffen, die es niemals gegeben hatte? Besonderen Anstoß nimmt Hermann (S. 244. 251) an der Differenzierung von *φώς* (18 mal, immer mit der Endsilbe in Arsis) neben *φάος* (nur σ 317. τ 34 so, sonst stets in zweisilbiger Senkung, im ganzen

22) GDL 5423. Die ganze Erscheinung zuerst hervorgezogen von Dittenberger, Zum Vokalismus des ionischen Dialekts (Herm. 15 [1880] S. 225 ff.); dazu Blaß, Über die Aussprache des Griechischen, § 9.

34 mal); doch kann ich nicht finden, daß bei seiner Theorie, wenn man sich einmal auf deren Boden stellt, das Launenhafte solcher Doppelform geringer erschiene, nur daß er die Willkür auf den Dichter und die Korrektoren verteilt. Und dem allgemeinen Einwand begegnet Hermann selber mit einem Gedanken, den ihm Fraenkel gesprächsweise mitgeteilt habe und der auf Wilhelm Schulze zurückgehe: »Jüngere Rhapsoden, »die bereits kontrahierte Formen sprachen, führten bei der Rezitation »ihre eigene Aussprache zum Teil ein, weil sie die alten offenen Formen »nicht mehr recht verstanden. So machten sie sich mit ὀρώ, ὀράας »usw. das überlieferte ὀράω, ὀράεις mundgerechter« (S. 245). Ungefähr so wird es in der Tat gewesen sein; nur, fügen wir hinzu (gegen Hermann, und anscheinend gegen Fraenkel), die Mischbildung wurde dadurch befördert, vielleicht angeregt, daß diese Generation von Rhapsoden die kontrahierten Laute schon als solche geschrieben sah. Man hält es für unmöglich, daß ein so vielfach unmetrischer Text (πόλιν εἰσπρῶντες) in griechischer Überlieferung entstanden sei. Aber die Griechen waren in Stämme geschieden. Die Sprache des Epos war ionisch, mit altertümlichen äolischen Bestandteilen; Hauptträger der epischen Tradition und Vortragskunst waren eine Zeitlang — davon wird noch genauer zu handeln sein — die Athener. Diese mußten den eignen Organen, Ohr und Zunge, Gewalt antun, um Worte von ungewohnter Bildung oder Lautgestalt aufzufassen, sie hinzuschreiben und auszusprechen. Dabei sollen wir bedenken, daß die feste Gewöhnung, die uns selbstverständlich erscheint, Schrift und Laut genau miteinander zu vergleichen, erst im Laufe der Zeiten erworben worden ist. Hexameter, die nach attischer Orthographie mit ἔως anfangen, wo der Vers einen Trochäus verlangt, haben sich noch in unseren Handschriften und bis in Ausgaben der neuesten Zeit hinein erhalten (vgl. oben S. 73). So ist, wenigstens als vorübergehender Zustand, ein durch verswidrige Kontraktionen entstellter Text doch nicht undenkbar²³).

Gerade auf ἔως εἰως aber beruft sich Hermann (S. 241 f.): wenn dort metrische Korrektur nur einen Teil der Anstöße beseitigt habe — in der Hauptsache so, daß εἰως für ἔως erscheint, wo der Vers, übrigens meist vor konsonantischem Anlaut, einen Spondeus braucht —, so könne man nicht glauben, daß zur Tilgung versstörender Kontraktionen die Korrektur einheitlich und siegreich durchgedrungen sei. Völlig durchgedrungen ist sie doch auch hier nicht. Ein paar Ausnahmen haben wir schon erwähnt (S. 94); dazu kommt die Gruppe ναῖεταῶσης (Kap. 5, II 7) und

23) Nach einer Mitteilung von Thurneysen in der Indogermanischen Sektion der Basler Philologen-Versammlung bieten zu Wackernagels Erklärung der epischen Zerdehnung irische Texte etwas genau Entsprechendes. Notiz darüber IF. 22 (Anzeiger, 1908) S. 65.

vereinzelte Beispiele wie κραδάων, ἀοιδιάει, ἀοιδιάουσα (κ 227. ε 61), ὁμοστιχάει (O 635), die Hermann seinerseits mit der Hypothese zu erklären meint, daß dies spezifisch äolische Wörter gewesen und deshalb von der ionischen Vokal-Assimilation frei geblieben seien (S. 259f. 264). Das ist bei Verben von so offenkundig unursprünglicher, dem Vers zu liebe gemodelter Bildung ganz unwahrscheinlich. Wir konstatieren einen Restbestand unkontrahierter Formen, die bei der von Wackernagel angenommenen metrischen Revision geblieben sind, wahrlich kein Wunder in einer Zeit, für die es lexikalische Hilfsmittel wie Gehrings Index noch nicht gab. Im ganzen hat sich doch die Überarbeitung einheitlich durchgesetzt; und das ist, wie schon zu Anfang hervorgehoben, wirklich eine auffallende Erscheinung. Wir werden zu der Folgerung gedrängt, daß zu einer und derselben Zeit bei allen diesen Formen nicht nur die falsche metrische Korrektur, sondern auch vorher die unbeabsichtigte Verderbnis eingetreten ist. Und dieses letzte, oder vielmehr erste, das Einsetzen kontrahierter Formen, wie sie dem Schreibenden aus der eigenen Rede geläufig waren, dem Vers aber eine Silbe zu wenig boten, würde sich um so leichter begreifen lassen, wenn angenommen werden könnte, daß es sich damals nicht um eine Abschrift nach korrekter Vorlage, sondern um eine erste Aufzeichnung aus dem Gedächtnis handelte, wobei die Anpassung des Schriftbildes an die Lautgestalt als etwas Neues unternommen wurde. — Wir werden sehen, daß andere Kennzeichen in dieselbe Richtung weisen.

Von einem
Lieferung
Alexandiner
Athen wurde
eingeführt, nach
El. OY bezeichnet
Alphabet e, n
gehabt hatten
gesungen und
Homer sollte
konnte es gar
schriften, weichen
athenischen
bei Litteratur in
findet sich diese
fest alle Hand
Über die Leser
Dithyram und
ok evryptus
Dithyram gesch
bei der Ver
unser Hand
die beschrän
klarte die
durch ov
Scholion. E
nō evryptus
nāpēpēpē
hat Ludwig